

Die Ratsherrn alle sehn mit gl'igen Blicken
In den Kamin und tun weiter nichts,
Als immerfort mit ihren Bärten nicken.
Zu diesen tritt mit schüchternen Gebärden
Die Magd, erbittert wen'ge Kohlen sich;
Sie schweigt fort und — nicken mit den Bärten.
Doch jene nimmt die Kohlen schnell und wendet
Nach Hause sich und legt sie auf den Herd
Erfreut. — Der letzte Funken aber hat geendet.
Und wieder trägt sie ihre bangen Schritte
Zum Rathausaal und tritt demütig vor
Und wagt zum zweitenmale ihre Bitte.
Vorwärts geht und blasend bis zum Herde
Hält sie den Ziegel kichernd in der Hand —
Doch schwarze Kohlen fallen nur zur Erde.
Da treibt sie sich weg zum drittenmale,
Die Angst beflügelt ihren schwachen Fuß,
Sie steht schon wieder vor den Herrn im Saale.
Die Ratsherrn alle sehn mit grimmen Blicken
In den Kamin und tun weiter nichts,
Als immerfort mit ihren Bärten nicken.
Und hohler pfeift der Wind durch alle Ritzen,
Wellkommen schürt der Magd den Ziegel voll —
Da wackeln rings die Ratsherrn auf den Eizen.
Da heult es zwölfe eben von dem Turme,
Die Kohlen im Kamine wühlen auf
Und fliegen auf die Herrn im glühndem Sturme.
Und Bärte zucken rings; mit blut'gen Wunden
Sich Kopf an Kopf, und Tische fallen um,
Die Herren schreien und sind wie Dampf verschwunden
Da saßt Gespenstergrau'n die arme Dirne,
Ein schweres Zittern fällt in ihr Gebirn,
Und kalte Tropfen stehn auf Brust und Stirne.
Sie rafft sich fort mit ihrem Kohlenbecken,
Der volle Mond schaut ihr ins Angesicht,
Sie flieht nach Haus und birgt sich in die Decken. —
Und wie durchs Fenster blüht der erste Morgen,
Strahlt auf dem Herd ein reiner Haufen Gold's,
Der Magd ein schöner Lohn für ihre Sorgen.

Der Spuk bei der Möhneburg

Eine rechte Spukstelle — so erzählte ein alter Briloner — ist der Kalkstein in der Nähe der Möhneburg, wo der Weg nach Wälste abgeht. Als ich einmal abends daher kam, sah ich jenseits des Grabens eine Frau stehen. Sie hatte eine ganz altmodische Tracht, einem farneleierten Rock, einem Spitzer und Stutzen, die bis auf die Mitte der Hand gingen. Sie stand da, beide Hände auf einen Stock gestützt. Ich wollte anfangs auf sie zugehen, bedachte mich aber, da es mir nicht richtig zu sein schien, und ging weiter. Nach einigen Augenblicken konnte ich es aber nicht lassen, mich umzusehen. Da war die Gestalt verschwunden, und an ihrer Stelle stand ein Dornbusch, wo — das kann ich beschreiben — nie ein Strauch gestanden hatte.

*

Es ist schon lange Jahre her, da war U. mit seinem Efel in Begleitung des A. ausgezogen, um Holz aus dem Niederwalde zu holen. Auf dem Heimwege trennten sie sich unmittelbar vor Brilon. A. saß längst in der warmen Stube, als die Frau des U. ankam, um sich nach ihrem Manne zu erkundigen. Jener war sehr erstaunt, daß sein Gefährte noch nicht heimgekommen, und man machte sich auf die Suche. Da fand man denn, daß U. den Efel ausgespannt, aber nicht zur Stadt, sondern in entgegengesetzter Richtung gezogen war, also dorthin, woher er gekommen. Man verfolgte die Spur und kam zu dem Kalkstein an dem Wege nach Wälste, wo der U. als Leiche lag, neben ihm der Efel und auf der Brust sein Hündchen. — Nun erinnerte man sich auch, was ihm einige Zeit vorher passiert war. Er war Unterküster und mußte einmal in tiefer Nacht den Geistlichen auf einem Besessengange begleiten. Da sahen sie eine unheimliche Gestalt. Sofort warf der Geistliche die Stola über den Küster. Da rief der Bube — kein anderer konnte es sein —: „Sättet ihr nicht, was ihr habt, dann wollt ich euch!“

Nach Dr. B. Hüfer.

Ein „salomonisches“ Urteil

Wie die nach der Sage von Karl dem Großen erbaute Briloner Pfarrkirche, deren hoher Turm mit seinen vier Wimpergen Türmchen weit über die Höhe der Dächer hinausragt, knüpft sich eine feine Historie. *)

Ein Schieferdecker hing an seinem Dachstuhlchen nahe unter dem Hahn des Turmes — er fiel herunter — und fiel auf einen untenstehenden Juden. Der Jude ging „la-pores“, der Schieferdecker aber war auf diese n'etigen Sattel des Berges Sinai heil und gesund geblieben. „Du weihst der soll dran! das ist ein Freßer für die Herrn Richter! Rache! Rache! Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ Und die Juden gingen zum Richter; dieser tat den salomonischen Ausspruch: „Gewiß! Gerechtigkeit muß sein — Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Schieferdecker muß des Todes sein. Und er soll sich stellen unter den Turm, genau wo der tote Jude gestanden, und einer von euch soll hinaufsteigen auf das Dachstuhlchen und herunterfallen, genau auf Kopf, Hals und Rücken des Schieferdeckers und diesen so dem verdienten Tode weihen. Im Namen des Kurfürsten!“ Da — ein neues „Du weihst!“ — Der Schieferdecker hat acht Tage lang unter dem Turm gestanden, aber es kam von oben her — unter kein Jude geflürt, der ihn „tot“ fiel.“

Nach Dr. F. W. Grimm.

*) In einem Werke Karl Brimmers („Unsere Westfälische Heimat und ihre Nachbargebiete“, Bielefeld 1909, S. 21) findet sich folgende Angabe über die Briloner Pfarrkirche: „Die Säulen der Portale sind durch Mäulen, welche von scharfen Instrumenten herköhren, beschädigt. Die Sage läßt sie dadurch entstanden sein, daß die Krieger Karls des Großen an diesen Säulen ihre Säbel geschliffen haben.“

— Diese Sage habe ich in Brilon nicht bestätigt gefunden, auf meine Erkundigungen über die Herkunft der Mäulen an den Kirchenportalen und den Sandsteinquaden des Kirchenturmes erhielt man fast all die Antwort, dort hätten im 30jährigen Kriege die Schweden, die in der Kirche mit Mann und Roß gelagert hätten, ihre Waffen gewetzt. Diese Angabe dürfte den Tatsachen am ehesten entsprechen.“

Das Wunderkreuz in Scharfenberg

In der Scharfenberger Pfarrkirche steht auf einem Altare hinter einer Glastür ein altes Kreuz. Das Kreuz wurde vor vielen hundert Jahren von einem Schärer in der Luft schwebend gesehen und vom Pfarrer herabgeholt. *) an jener Stelle, wo es gesehen wurde, im „Hagen“, wurde ein schönes Steinkreuz errichtet. Dies steht jedoch nicht fest auf seinem Postamente; es soll sich immer mehr zur Kirche hinwenden, und sobald es dieser mit seiner ganzen Front zugekehrt ist, soll die Welt untergehen.

Nach Dr. B. Hüfer.

*) „Wie die vielen Beichtstühle in der Kirche anzeigen, müssen früher viele Pilger zur Verehrung dieses Kreuzes nach Scharfenberg gekommen sein. Auch sollen früher viele Gebetsverhöre dort geschehen sein. Zwei Urkunden aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts über geschehene Selungen lagen im Pfarrarchiv und wurden ein Raub der Flammen, als am 27. Mai 1847 fast das ganze Dorf abbrannte. Auf Pfingstmontag und am Feste des hl. Bernhards, den 20. August, wird das Kreuz in feierlicher Prozession umhergetragen, bleibt dann den ganzen Tag ausgelegt und viele Andächtige verehren es. Die Wallfahrer sind meistens aus den Pfarren Brilon, Alme, Madfeld, Reimede, Altenbüren, Callenhardt usw.“ (B. Sömer, Sagen des Herzogtums Westfalen, 2. Auflage, Paderborn, 1909 S. 242.)

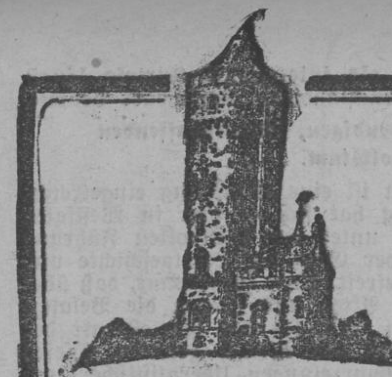
*

Tradition

Ist die geliebte Vernunft des gesamten Volkes. Sie trägt die Seele, den Grundwillen des Volkes aus einem Jahrhundert in das andere. Deshalb kann man sich für sie begeistern; für die Einfälle eines einzelnen begeistert sich in der Regel nur der, der sie hat und vielleicht eine kleine Sekte; Begeisterung aber ist eine Kraft, die Berge verest.

Im Wechsel und vom Wechsel lebt der Mensch. Es muß fortwährend Altes absterben und Junges aufsteigen, nur sollte nicht gerade das Erprobte und Bewährte weggeräumt werden, und das Junge sollte wirklich jung und belebend und nicht nur des Widerspruchs willen widerspruchsvoll sein. Häufig wendet sich die Jugend gerade gegen das Alte, das ewig und heilig ist, und verneint sich gut mit dem Alten, das starr und stumpf ist. Der Vorgang des Wechsels, der dem Leben angemessen ist, ist weniger ein Ersetzen des Alten durch ein anderes, als ein Vergleichen von etwas Bleibendem.

Micarda Such „Deutsche Tradition“



Der Wächter vom Rahlen Asten

Beilage zur Sauerländer Zeitung

Blätter zur Pflege heimischer Art und Unterhaltungsschrift

Nr. 2

Brilon, den 24. Februar 1934

Erscheint in zwangloser Folge.

Aus der Geschichte des Briloner Stadtwaldes

von Oberförster a. D. Linhoff, Brilon

(Schluß)

Auf diese sogenannte Rast- und Befehlshaber-rectung der Briloner Bürger mag hier noch etwas näher eingegangen werden, weil sie zu jahrzehntelangen Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten zwischen Stadt und gewissen Kreisen der Bürgerschaft geführt hat. Diese Kreise wollen in der Berechtigung nicht nur ein Recht sehen, das ihnen gestattet, im Stadtwalde Rast- und Befehlsholz zu sammeln d. h. mit anderen Worten im Walde trodene, abgefallene Äste sowie den Abraum in den Holzschlägen oder die Reste von Wind- und Schneebäumen, welche die Forstverwaltung nicht aufarbeiten läßt, zu sammeln, sondern sie glauben mit dieser Rechte auch ein uneingeschränktes Recht auf sämtlichen Schneebaum, Windwurf und auf alle im Walde stammenden gewordenen Bäume zu haben, und all dieses Holz auf Grund eines Rast- und Befehlsholzes ohne besondere Anweisung sich aneignen zu dürfen. Dieser Unfist kann aber mit Recht entgegengestellt werden, daß der Begriff des Rast- und Befehlsholzes in seinem Umfange und nach seiner Art bereits vor 100 Jahren genau gesetzlich festgelegt war.

Es soll zwar nicht bestritten werden, und es steht sogar unzweifelhaft fest, daß viele Einwohner der Stadt Brilon vor über hundert Jahren zusammen mit dem Rast- und Befehlsholz und vielleicht unter diesem Namen auch reichlich anderes Holz im Walde für sich geschlagen und ohne Bezahlung abgefahren haben. Dieser Umstand ändert aber an dem Begriff „Rast- und Befehlsholz“ nichts. Alles über diesen Begriff hinaus geholte Holz ist eben zu Unrecht eingeschlagen und konnte umso leichter unbefristet abgefahren werden, weil der große Stadtwald nicht genügend beaufsichtigt war. Wo eine derartige unbefugte Selbstbehaltung stattfand und zur Anzeige gelangte, ist der Täter auch bestraft worden. Die im städtischen Archive ruhenden alten Akten bezeugen, daß dieses sehr oft der Fall war, und daß die Stadtvertretung und die Forstverwaltung ständig bemüht gewesen sind, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln dem Ueberhandnehmen der Holzdiebstähle und der Forstfrevel entgegenzuwirken. Die vielen urkundlich nachgewiesenen Strafen sind hierfür der beste Beweis. So findet sich im Archive ein Aktenstück aus dem Jahre 1823, welches über einen Prozeß berichtet, den die Stadt gegen den Forstfiskus führte. Auf Grund einer großherzoglich-berlinischen Verordnung, die auch noch in der ersten Zeit als Preußen bereits im Besitz des früheren Herzogtums Westfalen gelangt war, zu Recht bestand, hatte der Forstfiskus sämtliche Forststrafgelder, einschl. Holzwert des Entwendeten, Schadenersatzgelder und Pfandgelder für die hiesigen Stadtwälder einzuziehen und hatte alljährlich die festgesetzten Holzwerte, Schadenersatzgelder und Pfandgelder reiflos an die Stadtkasse abzuführen. Auch von den Forststrafgeldern erhielt die Stadt alljährlich einen bestimmten Anteil zu Kulturzwecken überwiesen. In dieser Steitsache gegen den Forstfiskus machte die Stadtvertretung geltend, daß der staatliche Forstfiskus zu Brebelar die der Stadt zustehenden Geldbeträge vorge-nannter Art aus den Jahren 1816–1823 nicht überwiesen hätte. Der Betrag wurde auf 2321 Tgl. 18 Sgr. 6 Pf. errechnet, was bei dem geringen Holzwerte der damaligen Zeit eine ganz bedeutende Summe darstellt. Da der staat-

liche Forstfiskus die Angelegenheit verschuldet hatte, erklärte das Ministerium den Forstfiskus für haftbar, und die Regierung zu Arnberg erstattete der Stadt den ihr in den genannten Jahren vorenthaltenen Geldbetrag.

In den folgenden Jahren beschwerte sich der Landrat wiederholt über die Ueberhandnahme der Forstfrevel und Forstfrevel im Briloner Stadtwalde und die Regierung schlug eine wesentlich schärfere Bestrafung der Holzfrever vor. Der Landrat erließ an den Bürgermeister eine Verfügung, in der es heißt, daß dem Polizei-Richter 1. Instanz nicht die Befugnis zustehe, auf eine geringere Strafe als die gesetzliche zu erkennen, mögen nun Milderungsgründe vorliegen oder nicht. Jeder Fall eines geschehenen Forstfrevels sei mit einer Ordnungsstrafe von wenigstens einem Thaler zu ahnden. In welcher Weise sich diese Anordnung auswirkte, zeigt eine Forstfrevelliste aus dem Jahre 1838, nach der die Geldstrafen einschließlich Pfandgelder eine Höhe von 556 Tgl. 13 Sgr. 10 Pf. betrugen. Dazu würden noch die gerichtlich verhängten Forststrafgelder kommen, deren Höhe aus Mangel an Unterlagen hier nicht angegeben werden können. Es dürfte sich erübrigen, noch weitere zahlenmäßige Angaben über verhängte Forststrafgelder anzuführen. Zu welchen Mitteln die Stadt greifen mußte, um den immer mehr zunehmenden Forstfreveln u. Holzdiebstählen entgegen zu treten, zetat eine öffentl. Bekanntmachung des Magistrats d. 1. März 1837, die folgenden Wortlaut hat: „Wegen des häufigen Frevels in den hiesigen Feldknappen, (das sind die vielen kleineren Waldparzellen, die in der Briloner Feldflur liegen) wird jede Beholzigung aus denselben bei einer Polizeistrafe von 1–5 Tgl. hiermit unterjagt. Förster, Kuratanten und Polizeioffizianten sind angewiesen, auf Befolgung dieses Verbots zu wachen.“

Besonders die sogen. Gelftreiber müssen sich in jener Zeit des Forstfrevels und des Holzdiebstahls oft in erheblichem Maße schuldig gemacht haben, weshalb die Stadtverordneten in ihrer Sitzung am 19. Juli 1837 den Beschluß faßten, den Gelftreibern das Holen von Holz aus dem Walde ganz zu untersagen. Falls der Magistrat dieser Forderung nicht durch eine entsprechende Verordnung nachkommen würde, soll Anzeige bei der Regierung erstattet werden.

Darüber, wie schwer im Jahre 1833 und in den vorhergehenden und folgenden Jahren der Wald unter den Forstfreveln zu leiden hatte, gibt ein Bericht des Oberförsters Schuto an den Bürgermeister über den Verkauf von Holz aus dem Walde näherer Auskunft. Das Schreiben ist vom 14. Januar 1833 und schließt mit folgender, die damaligen Zustände schildernden Kritik:

„Beiläufig bemerkt, geht es pro 1833 ebenso wie im vorigen Jahre, es wird nämlich mehr als die Hälfte des ganzen Bedarfs für die Stadt gestohlen. Es kann ja kaum für den Sauerlohn das ganz in der Nähe der Stadt gefällte Schlagholz abgekehrt werden. Fast jeder Einwohner sucht auf die möglich wohlfeilste Weise seinen Holzbedarf zu acquirieren, und dieses geschieht bekanntlich durch den Ankauf des Holzes von den Gelftreibern. Letztere wollen aber den Teufel tun und das Holz von der Stadt für noch so billigen Preis anlaufen, sie stehen es im Angesicht der Forstbedienten, wohl wissend, daß man ihnen weiter nichts tun kann, als für 5 Tgl. acht Tage Arbeit

anzuweisen, und daß man die Gefängnisstrafen wegen Mangel an Lokalen nicht vollziehen kann. Es dürfte bei strenger Durchführung des jüngst von dem Gemeinderate wegen Haftensbestellung gefaßten Beschlusses vielleicht möglich sein, dem wahrhaft schrecklichen Unwesen einigermaßen Einhalt zu tun und somit den Briloner Wald vor dem mit Miesenschriften herbeiziehenden gänzlichen Ruin zu schützen."

Liefen diese Schilderungen, die den städtischen Ältern entnommen sind und durch weiteres Altematerial noch wesentlich ergänzt werden können, einen hinreichenden Beweis dafür, daß die Stadtvertretung bereits vor 100 Jahren die Rasse- und Leisholzgerechtigkeit stets auf die gesetzliche Norm beschränkt wissen wollte, und Uebergreife bestraft hat, so dürfte aus dem im Jahre 1858 von Magistrat und Stadtverordneten aufgestellten Regulative über Forstnebenbenutzungen klar und deutlich hervorgehen, daß diese in Frage stehende Gerechtsame ihrer Beschaffenheit und ihrem Umfange nach nur eine Nebennutzung des Waldes ist und niemals ein Recht auf bestimmte Holzarten oder Holzfortimente gewähren sollte. Auch würde die Regierung, die als Aufsichtsbehörde dieses Reglement im Jahre 1859 bestätigt hat, jedes weitere Zugeständnis in dieser Angelegenheit abgelehnt haben.

Die verschiedenen Prozesse, welche jene Bürgerkreise wegen der Rasse- und Leisholzgerechtigkeit gegen die Stadt geführt haben, mußten daher alle kostenpflichtig abgewiesen werden.

Wie allen Wald besitzenden Gemeinden, so ist auch der Stadt Brilon dringend zu raten, ihren Waldbesitz unermindert zu erhalten und pfleglich zu behandeln. Wenn auch zur Zeit die Reinerträge des Waldes nur gering sind, und seine Produkte kaum zu lohnenden Preisen abzusehen sind, so darf nie vergessen werden, daß der deutsche Wald den dauernden Holzbedarf des Reiches nicht annähernd zu decken vermag. Mit Bestimmtheit kann angenommen werden, daß nach Ueberwindung der heutigen allgemeinen Krise auch Zeiten wiederkommen, die den Wirtschaftsbetrieb im Walde rentabel machen. Ferner ist bei dem hiesigen Walde zu berücksichtigen, daß es sich zum größten Teil um absoluten Waldboden handelt, d. h. um Boden, der sich seiner Beschaffenheit und seiner Höhenlage nach zu einer anderweitigen mehr lohnenden Nutzung nicht eignet.

Im Uebrigen muß man sich darüber klar sein, daß der Wald nicht nur eine Holzfabrik ist, sondern daß er mit Bezug auf seine Wohlfahrtswirkung ein Kulturfaktor ersten Ranges ist. Ein großer Waldbesitz verpflichtet auch, weil er der Allgemeinheit dient.

Einen Rückblick auf die Geschichte des Stadtwaldes zu Brilon läßt erkennen, daß hier eine verständige Stadtvertretung bereits vor vielen Jahrhunderten die Wichtigkeit eines ausgebreiteten Waldbesitzes für ein Gemeinwesen zu würdigen wußte. Große Opfer sind gebracht worden und haben einen Erfolg erzielt, der glänzend dasteht. Dieses sollte aber für die künftige Stadtvertretung ein Ansporn sein, im gleichen Sinne weiter zu arbeiten und den von den Vätern geerbten Waldbesitz nicht nur zu erhalten, sondern ihn in richtiger Weise zeitgemäß auszubauen, um so ihren Nachkommen ein Wirtschaftskapital sicher zu stellen, das eine ertragreiche Einnahmequelle für die zukünftige Gemeinde zu werden verspricht, eingebettet des alten Spruches:

"Den Wald zu pflegen
Bringt allen Segen!"

Wegweisende Volkskunde

Heimatsbewegung und Volkskunde waren bisher die einzigen Sachwalter volkstümlichen Seins und Lebens. Ihre Bemühungen gingen vorwiegend darauf hinaus, alles volkstümliche Material zu sammeln und zu kennzeichnen. Der Einfluß des Materialismus des vorigen Jahrhunderts, der nur reine Sachkunde pflegte, verbaute diesen Bemühungen von vornherein den Weg zur Erkenntnis eines lebendigen und belebten Volkstums. Man beschränkte sich vorwiegend darauf, Volkslieder, Märchen, Sagen, Sprichwörter usw. mit allen nur feststellbaren Varianten zu katalogisieren und auf ihre Motive zu untersuchen. Volkskundlich interessante Hausgeräte, Trachten usw. wurden gesammelt oder konftruirt und in Museen aufgespeichert. Das alles waren äußerst wichtige Arbeiten. Aber das Leben ging unbekümmert darüber hinweg und nur selten fragte jemand nach den erwerkbaren Werten, die all dieses Volksgut birgt. Es war tot. Daß gelegentlich ein bedakterer Zivilisationsüberdruß oder eine jugendbewegte Begeisterung dieses Volksgut zum Gegenstand einer romantischen Schwärmerei machte, sich an Volksliedern stimmungsmäßig beaufachte, war keine wirkliche Verlebendigung. Meistens war es so, daß der "gebildete" Mensch, der als gelegentlicher Sonntagsbesucher ein volkstümliches Museum betrat, das

dort gesammelte Material als interessante Kuriosa längst überwundener Zeit oder rückständiger Gegenwart deutete.

Durchbruch zum lebendigen, kulturschaffenden Volkstum.

In den letzten Jahren ist eine Wandlung eingetreten. Die Heimatbewegung hat sich — hier in Westfalen und weit darüber hinaus unter der kräftigen Führung Karl Wagenselds — aus der Enge der Lokalgeschichte und Antiquitätensammlungen befreit. Man hat erkannt, daß über der Anhäufung von toten Akten und Sachen die Belange des Lebendigen zu wahren sind. In den Mittelpunkt der heimatischen Bemühungen ist der Mensch getreten. Diesen zu bewahren vor den Entwurzelungen liberalistischer und weltbürgerlicher Zivilisation, ihn wieder hineinzufellen in den organischen Lebensbereich der Heimat, ihn wieder einzuspannen in den seelischen Bannkreis seines Zuhause — das war das neue Ziel.

Der Nationalsozialismus hat sich als verantwortungsbewußter Sachwalter dieser Aufgaben erwiesen. Er ist nicht nur die große rückgratgebende Organisation, sondern die kraftgeladene Lebensbewegung, die selbst unerschütterlich durchhält und erfüllt ist vom Blut und Geist unseres Volkstums. Ueber sich hinaus greifend hat diese Bewegung das ganze Volk und das gesamte Leben der Nation erfasst. Noch kürzlich sagte einer ihrer Führer: "Der Nationalsozialismus ist im Wesen eine Regenerationslehre, die ein von sich selbst abgeirrtes Volkstum zurückbringt zu sich selbst. Wir sind gekommen, um einer Fremdherrschaft auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ein Ende zu setzen, damit die Kräfte des völkischen Menschen sich wieder frei betätigen können."

So arbeiten Heimatbewegung und Nationalsozialismus vereint an der großen Aufgabe, das gesamte Leben unserer Nation wieder in eine organische Verbindung mit den lebendigen Quellen unseres Volkstums zu bringen, um es von da her grundlegend zu erneuern. So bahnt sich allmählich von den gesunden Urbeständen volkstümlichen Seins her eine neue deutsche Wirklichkeit an, die das Gesicht unseres nationalen Lebens nach Inhalt und Form neu prägt, damit es der dem deutschen Wesen ureigene Ausdruck wird.

Die Kunde von der schwyperischen Volksgemeinschaft.

Diese Blickrichtung auf das Volkstum rückt die Volkskunde in ein neues Licht; denn sie hat das volkstümliche Sein und Leben innerhalb des nationalen Raumes als ihren ersten und wichtigsten Gegenstand zu erforschen und zu deuten.

Und nicht nur das! Sie hat auch — und in dieser Hinsicht ist sie stärker als jede andere Wissenschaft der Gegenwart verpflichtet — Mittel und Wege zur Wiedererweckung des ursprünglich volkstümlichen Seins und Lebens aufzuweisen.

Ueber die ziellose Aufgabenproblematik, in der sich die volkstümliche Wissenschaft heute weithin befindet, hinaus sind bisher nur erst hier und da bedeutendere Vorstöße in der hier geforderten Richtung gemacht. Es sind das vor allem die Bemühungen, die über die reine Materialkunde hinausgehend das Volk selbst zunächst einmal untersuchen, um von hier her eine bessere Einsicht in die volkstümlichen Schöpfungen zu gewinnen. Die Blickrichtung auf den Träger dieser Schöpfungen, auf das Volk selbst hat zu den fruchtbarsten Ergebnissen geführt, die die Volkskunde überhaupt aufzuweisen hat; denn ihr gelang es, auf Grund exakter wissenschaftlicher Forschung die Grundlagen allen volkstümlichen Seins und Lebens aufzuweisen: die Volksgemeinschaft und die sie tragenden und erhaltenden Kräfte. Fern von aller billigen Schlagwortartigen Verwendung dieses Ausdrucks hat sie genau geschieden, wo noch organisch lebende, kulturschwyperische Kerngebilde vorliegen und wo diese bereits aufgelöst, bezw. in der Auflösung begriffen sind. — Als das wichtigste dieser Kerngebilde erwies sich das Bauerntum, das vielerorts heute noch eine "schwyperische Volksgemeinschaftskultur" aufweist, und das darum heute mit Recht als die Grundlage der Nation betrachtet wird.

Die ersten Untersuchungen dieser Art sind unter der Leitung von Prof. Dr. Julius Schwietering am westfälischen Volkstum durchgeführt und in den "Veröffentlichungen der volkstümlichen Kommission" Münster (Münster-Berlag) erschienen. Julius Schwietering umreißt den tiefsten Sinn der bisher vorliegenden Untersuchungen, wenn er im Zusammenhang mit der heute erfolgreichen Umwandlung der gesellschaftlichen Ordnung sagt: "Bestehen bleibe die bisher ignorierte bäuerliche Schicht, in der schon Opfer und Wohl die beharrende und tragende Volksschicht erkannt. Auch heute stehen wir vor einem seit den Tagen

der großen Wanderungen immer wiederkehrenden Ausbruch der aus den tragenden Volksschicht abgelösten Elemente, die es als neue Einheit eines staatlichen Ganzen aufzufangen gilt. Das kann nur gelingen, wenn wir die heilenden Gemeinheitskräfte der ewig beharrenden und tragenden bäuerlichen Volksschicht beschützen! Dem übermächtig gewordenen Individualismus und Materialismus der vergangenen und vergehenden Generation gegenüber wird man heute stärker als bisher das Ueberpersönliche und Geistige, Seelische natürllicher Volksgemeinschaft entgegen halten, dem Spezialismus der Gesellschaft gegenüber stärker denn je die Lebenstotalität der organischen Volksgemeinschaft betonen." Hier liegt das verdienstliche Ethos dieser Art volkstümlicher Forschung; denn sie spannt sich verantwortungsbewußt in das heute noch lebendige Sein, Wesen und Wirken unseres heimatverbundenen Volkes, sie hält die noch greifbaren Seins- und Schöpfungskräfte fest und weist Möglichkeiten ihrer Sicherung auf. Sie ist imstande, der praktischen Volkstumspflege Einheitlichkeit und Festigkeit zu geben. Das macht diese volkstümliche Forschung zu einer hervorragend nationalen Wissenschaft, denn so dringt sie vor zum Kernpunkt heimatischen Lebens, zum Quellgrund volkstümlicher Existenz, von wo aus eine Erneuerung der heimatischen und volkstümlichen Verbundenheit erfolgen kann und deckt die Bedingungen auf, die dem heimatischen Bereich Bestand und Wirkkraft geben.

Sagen in und um Brilon

Mitgeteilt von H. Kannengießer

Die Schatzgräber

Auf Hiltbringsen, dort, wo früher das im 30jährigen Kriege untergegangene Dorf Hiltbringshausen gestanden hat, warf einmal ein Maufwurf Goldstücke heraus. Menschen, die das blante, glänzende Gold ließen, soll es schon immer gegeben haben. Aber wer Schätze heben will, muß wissen, daß bei dieser lohnenden Tätigkeit Schweigen das beste Gold ist. Und so machten sich auch in Hiltbringsen Menschen, die schnell reich werden wollten, ans Werk, um den von dem Maufwurf andgedenteten Schatz zu heben. Als sie an der fraglichen Stelle nachgruben und schon einen großen Koffer zu Gesichte bekamen, zog Musik vorbei. "Wo führt die denn der Kuckuck her?" rief einer der Schatzgräber. — Der Koffer verankert, und die Schatzgräber hatten ihrer Geschwähigkeit wegen das Nachsehen.

Nun aber war ein Briloner weit in der Welt herumgekommen, der einen Mann mitbrachte, der sich auf das Schätzeheben wohl verstand. Zwar war auch diesem schon zweimal ein Schatz entgangen, weil einer der Gefährten im entscheidenden Augenblicke das Schweigen gebrochen hatte. Um den Hiltbringsen Schatz zu heben, suchte sich der Fremde einige "mund- und handfeste" Kerls aus und grub in der mondheilen Wallburgsnacht nach dem Schätze. Schon waren sie dabei, den Schatz zu heben, als eine Kutsche vorbeifuhr und zwar über einen Boden, auf dem man sonst kein Gefährt bemerken konnte. Die Schatzgräber ließen sich nicht fassen. Gleich darauf aber stand ein Bedienter in Livree bei ihnen und fragte: "Habt ihr den Wagen meiner Herrschaft nicht gesehen?" Da antwortete einer ihn anfangs end: "Hast du denn keine Augen im Kopfe?" Der Koffer verschwand und zwar für immer. Der Fremde zog von dannen und sagte unwillig: "Ihr seid nicht wert, Schätze zu heben."

Wer sich aber heute noch von dem Aberglauben unserer Vorfahren überzeugen will, der mache sich einmal die Mühe und gehe zur "Hohen Niet" oder zum "Goldenen Kalbe", welche letzter Name auch auf den dort verborgenen Schatz hindeutet, und überzeuge sich von den noch jetzt vorhandenen tiefen Löchern die auf die damalige Tätigkeit des Schätzehebers hindeuten.

Die Ratsherren und die Magd *)

Viel Sagen grauer Zeiten wandern leise
Von Mund zu Mund im gläubigen ersten Volk,
Verfüngen sich in jedem neuen Kreise.

Und wenn auch Mauern sanken, Trümmern fielen,
Spricht doch lebendig sich die Sage fort,
Regt auf zu nie geahnten Gefühlen.

So naht auch ihr dann, seltsame Geschichten,
Wie sich bestraft die ungerechte Tat.
Und wie belohnt sind treu erfüllte Pflichten. —

Die Mondescheibe schaute voll hernieder
Und wandelte die Nacht zum hellen Tag;
Doch alles schlief und starrte die milden Glieder.

Nur einer will der Schlummer nicht geheßen,
Weil sie der Schlaf mit Furcht hat eingewiegt;
Wer könnte so sich auch der Ruh' erfreuen!

Die Magd ihr's, welche böse Träume schweben,
Daß sich der Tag bereits genähert, und vor
Der Herrin wirft sie bang sich aus den Decken.

Die bleiche Furcht, sie lächelt fast ihre Hände,
Als sie die Mönch jetzt verwirrtlich sieht,
Daß schon der Morgen seine Strahlen sende.

Undlicher Forschung; denn sie spannt sich verantwortungsbewußt in das heute noch lebendige Sein, Wesen und Wirken unseres heimatverbundenen Volkes, sie hält die noch greifbaren Seins- und Schöpfungskräfte fest und weist Möglichkeiten ihrer Sicherung auf. Sie ist imstande, der praktischen Volkstumspflege Einheitlichkeit und Festigkeit zu geben. Das macht diese volkstümliche Forschung zu einer hervorragend nationalen Wissenschaft, denn so dringt sie vor zum Kernpunkt heimatischen Lebens, zum Quellgrund volkstümlicher Existenz, von wo aus eine Erneuerung der heimatischen und volkstümlichen Verbundenheit erfolgen kann und deckt die Bedingungen auf, die dem heimatischen Bereich Bestand und Wirkkraft geben.

Drum springt sie rasch zum nahen Herd, bemühet,
Der Asche Flammen zu entlocken; — ach!
Das letzte Hütchen hat schon ausgegählet.
Und bald ist ihre rasche Tat beschloßen.
Sie eilt der Straße nach von Haus zu Haus —
Doch alles still und jede Tür verschlossen!
Sie sieht das Rathaus offen; im Portale
Regt schauerlich und kalt der starre Nord —
Doch sie steigt luntzig zu dem weiten Gange.
Hier sitzen rings bei hohen, klaren Lichtern
Der Männer viel, in Mäntel eingehüllt,
Mit wilden Bärten, mageren Gesichtern. **)
Und im Kamine brennt ein Kohlenfeuer,
Der Schornstein heult von dumpfen Windestößen,
Der Magd ihr's kalt und hier nicht recht geueuer.

*) Dem Gedichte, das im "Arnsberger Wochenblatt" (Jahrgang 1833, Nr. 24) erschien, ist die Anmerkung beigefügt: "Die Sage kuriert in der ehemaligen Berg- und Hauptstadt Brilon." — Die Schilderung ist an manchen Stellen äußerst dunkel; inhaltlich zeigt das Gedicht sehr große Ähnlichkeit mit einer klaren von H. Stahl (Westfälische Sagen und Geschichten", Elberfeld, 1830, S. 119) erzählten Sage, die zum besseren Verständnis mitgeteilt sei:

"In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit von dem Vangerbergort, steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, in welchem vor Zeiten ein alter Geizhals gewohnt hat. Er hat Witwen und Waisen betrogen und viel Geld zusammengebracht, das er, damit es ihm nicht gestohlen werde, in der Erde vergraben hat. Es liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle sieben Jahre beim Vollmond kommt es zum Vorschein. Dann öffnet sich die Erde, und das Geld glänzt im Mondenschein, darüber aber steht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können."

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verächtlich und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einmal erwachte sie, als es schon ganz hell war. Da glaubte sie, sich wieder verschlafen zu haben. Deshalb kleidete sie sich schnell an und ging in die Küche, um das Feuer anzumachen. Wie sie aber während dessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein beiseite legte eine Schürze nahm und damit in den Garten auf das Feuer zutrug, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schürze in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit denen sie in die Küche ging. Als sie die Kohlen aber auf den Herd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten aing, um sich andere zu holen. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Herd legte, weshalb sie zum drittenmal in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: Kommst du noch einmal, so drehe ich dir den Hals um! Da ließ sie vor Schrecken die Schürze fallen und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr eins. Am andern Morgen aber laar auf dem Feuerherd lauter schöne, blanke Dukaten.

**) Was die seltsame Erscheinung der Ratsleute von Feuer ten soll, ist unverständlich. Vielleicht darf man sie in Verbindung bringen mit dem Geizhals der Wiedenbrücker Sage, sodaß wir die Geister ungerechter oder habgieriger Ratsleute vor uns hätten. Der zweite Vers der dritten Strophe: "Wie sich bestraft die ungerechte Tat" dürfte diese Annahme bestätigen.